

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 18

Artikel: Der Stierkampf
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

7 Weise, 7 Weltwunder, 7 Regenbogenfarben, 7 Kreuzzüge, 7 Tore Lebens und 7 Hügel, auf denen Rom erbaut wurde. In Orts- und Flurnamen der verschiedensten Länder finden wir immer wieder die 7. Siebenbürgen, das Siebengebirge, die 7 Harzstädte seien nur einige Beispiele. — Von eigenartiger Bedeutung ist auch die 7 im Ablauf des menschlichen Lebens. Schon Hippokrates teilte die Menschenleben in 7 Alter und erwartete die Krise jeder Krankheit für den 7. Tag. Wir wissen heute, daß in je 7 Jahren merkliche Veränderungen im Körper des Menschen vorgehen. Nach den ersten 7 Jahren wechselt ein Mensch die Zähne. Ein Kind soll nach 7 Monaten zähnen, nach 14 Monaten sitzen können, nach 21 Monaten zu sprechen beginnen, nach 28 Monaten gehen können und nach 35 Monaten die Milch verschmähen. — Ganze Bauwerke basieren auf der Siebenerzahl, so zum Beispiel der Kölner Dom, und ganze Theorien in der Mathematik haben erstaunliche Beziehungen zur 7. Durch die Jahrtausende begleitet sie als heilige Zahl Werden und Schaffen des Menschengeschlechts, göttliche Vollendung in der Harmonie des Alls auf das Irdische widerspiegelnd. Die 8 stand ebenfalls im Altertum in hohem Ansehen. Insbesondere trat die Bedeutung dieser Zahl in der Baukunst hervor. Das Grabmal des griechischen Dichters Stesichoros hatte 8 Säulen mit 8 Ecken und 8 Stufen. Die Gallier bauten ihre Tempel gern in Form von Achtecken, und auch im Mittelalter erhielten viele Kirchen eine achteckige Gestalt. Es sei hier

nur an den Dom von Aachen erinnert, der aus jenen Zeiten stammt. Neben der 3 und 7 tritt von den Grundzahlen die 10 hervor. Gott gab dem Volke Israel auf dem Berge Sinai 10 Gebote. 10 Söhne hatte Jakob von der häßlichen Lea. In Rom verherrlichten die Decembirn die Zehnzahl. 10 Männer hatten die höchste Gewalt im Staate. Ihre Gesetze wurden gesammelt und auf 10 steinerne Tafeln geschrieben. Als Grundstein im Rechnen tritt die Zahl 10 im dezimalen Zahlensystem hervor. — Zum Schlusse sei noch die 12 erwähnt. Jakob hatte 12 Söhne, das Volk Israel daher 12 Stämme. Jesus erwählte sich 12 Jünger oder Apostel. Und 12 Volksfürsten finden wir nicht nur bei den Israeliten, sondern auch bei den Goten, Griechen und vielen andern Völkern. Wir haben 12 Zeichen des Tierkreises, und das Jahr hat 12 Monate.

Menschenwissen ist Stückwerk; ob den Zahlen eine tiefere Bedeutung zukommt, wir wissen es nicht. Unbestimmtem Ahnen eines Volkes und seinen unbewußt vorhandenen Vorstellungen über eine Sache während langer Epochen pflegt recht oft ein Körnchen Tatsache innezuwohnen. Wir wissen jedenfalls, daß sich mit einzelnen Zahlen eine ganz sonderbar anmutende Periodizität gleicher Ereignisse verbindet, denen wir durch die bloße Bezeichnung „Zufall“ nicht gerecht werden, wenn auch dieser Ausdruck bereits bis zu einem gewissen Grade zum Begriff für alles uns Unerklärliche und in seinen Zusammenhängen Unergründliche geworden ist.

Der Stierkampf.

Von Otto Zinniker.

Als dünner Bergbach fängt er an. Die Puerta del Sol, der belebteste Platz und Mittelpunkt der Stadt, ist seine Quelle. Aus hundert Kanälen rinnt hier alles zusammen. Von der Sommer Sonne, die über Madrid ihren hohen Bogen zieht, fast ausgetrocknet, so rieselt der Bach in spärlichen Fäden die Calle de Alcalá hinunter. Aber wie wenn ein Gewitter niedergegangen wäre, kommt auf einmal Leben in ihn. Die Rinne füllt sich, das Wasser steigt, es springt gegen die Ufer und streift alle Fesseln und alle Sanftmut ab. Es tobt, es jauchzt und lärmt in wildem Aufruhr. Das ist der Strom, ein unversehens in Bewegung geratener Menschenstrom, der seine Fluten zur Plaza de Toros hinauswälzt. Es ist ein Gewoge von

Straßenbahnwagen und Autos, die alles mit in ihren Strudel reißen, was sich, zu arm zum Fahren, auf den Beinen hält. Ein Volk ist unterwegs, ein Haufe, groß genug, die Schlacht bei Murten zu bestehen. Wer sich ihm entstellte oder andern Sinnes wäre, der würde zermalmt und niedergestampft in der Wucht des Laufes. Der Strom stößt an die Zirkusmauern, zerschellt und umbrandet den ungeheuerlichen runden, rohen Backsteinbau. Das Volk begehrt Einlaß; es ist erregt und giert nach Blut.

Die Arena.

Und nun stuft sich das Volk in der Arena empor. Von Sitzreihe zu Sitzreihe wächst es langsam von unten über sich selbst hinaus. Die

Zwischenräume werden immer kleiner. Fünf Minuten vor Beginn des Kampfes scheint der letzte der vierzehntausend Plätze besetzt zu sein, aber noch kommt es zu allen Toren und Türen herein geströmt und verteilt sich im weiten, steil aufgebauten Ring. Wer sich da hineinbegeben hat, kommt nicht mehr leicht heraus, so eng gedrängt sitzt alles neben- und übereinander: ein Körper, eine Seele, eine Gespanntheit. Der fremde Nachbar, an dessen Hosenbein du deine staubigen Schuhe reibst, bekennt sich als dein Freund und Bruder; die fremde, schöne Frau zu deiner Rechten, sie meint auch dich, wenn sie sich Kühlung fächelt. Wie weit her du immer gekommen sein magst, in der Arena bist du einer dieses Volkes, und mit seinen starken Südländsnerven wirst du ertragen, was sich da unten ereignen wird. Du wirst es, sonst so zart besaiteter Germane, mit deiner Ohnmacht zu tun bekommen, auch wenn das rote heiße Blut noch so laut zum flimmernden Himmel schreit. Siehst du die beiden Priester dort drüben? Ihr Hiersein soll dir beweisen, daß selbst der liebe Gott mit diesem Spiele einverstanden ist. Ein Trompetenstoß verkündet den Beginn.

Der erste Stier.

In gestrecktem Lauf stürmt er herein: ein halbwüchsiges, viel zu früh der Zucht entnommenes, sympathisches Tier. In der Arenamitte macht er Halt und bleibt verwundert unbeweglich stehen. Wie edles Geschmeide glänzt sein schwarzes, glattes Fell in der grellen Sonne. Der Schwung der Linien des gedrungenen Körpers, der schöne Bogen der wie eine Spirale ausgezogenen Hörner müßten einen Plastiker zum Entzücken bringen. So steht er dort unten im grauen Sand der Arena, versunken vor sich in den Boden stierend und wie zum Monument erstarrt. Aber nun schaut er sich im Aufheben seines zu großen Kopfes um. Die Arena scheint ihm eine fremde Örtlichkeit, und die Menschen ringsum hinter sicherer Schranke — was wollen sie von ihm? Nein, hier kennt er sich nicht aus. Im Pferch bei seinesgleichen war es besser, und weil das alles so anders und merkwürdig ist, wandert er jetzt die Strecke zurück. Da entdeckt er, daß das Tor verschlossen und er ein Gefangener und Verratener ist. Enttäuscht und traurig drückt er sich gegen die Wand. In diesem Augenblick hebt in der Menge ein Lärmen und Schreien an; von den Plätzen der Amateure, der Aficionados, recken sich gestikulierende Hände zur Präsidentenloge empor. Ein solcher

Feigling von einem Stier! Keine Rasse, keine Rasse! Weder die roten Tücher, noch die Lanzenspitzen der Picadores, noch die Widerhaken der Banderillas reizen ihn zum Angriff. Geduldig und als ob er wüßte, daß der Tod ihm sicher ist, läßt er alles mit sich geschehen. Er blutet zum Erbarmen. Nach kurzem Laufe steht er immer wieder ruhig und glokt mit großen Augen unschuldig in den Himmel, von welchem ihm keine Hilfe kommt. Rufe aus dem Volk bedeuten dem Matador, daß er diesem jämmerlichen Kampf ein Ende mache. Die Espada zwischen den Hörnern, bricht das Tier leblos zusammen.

Gute Zucht.

Oh du Zeit hast, über das alles nachzudenken, schießt schon der zweite Stier durchs Tor, begrüßt von einem vieltausendstimmigen „Ah!“ der Anerkennung. Ein Gewaltskerl, ein ausgewachsener Koloß, durchmißt er gleich die Arena, schwenkt ab und rennt der Wand entlang. Auch ihm ist der Tod gewiß, aber er scheint nicht gewillt, sein Leben billig hinzugeben. Eine Welle von Gefahr geht von ihm aus; er senkt die Hörner zum direkten Angriff. Die Stierkämpfer, die ihn nur von weitem durch Capaschwingen zu reizen wagen, flüchten bei seinem Heranstürzen hinter die Burladeros. Nachdem er sich etwas ausgetobt hat, erscheinen die Picadores, dick gepanzerte schwerfällige Reiter, die den Stier mit langer Lanze in den Rücken zu stechen haben. Hier beginnt der blutige Ernst. Der wutschnaubende Unhold verrät gute Zucht; mit gekrümmtem, baumstarkem Nacken nimmt er den ersten, ihm zu nah geratenen Klepper auf die Hörner und schmeißt ihn spielend an die dröhnende Plankenwand, indes der Picador in vollendetem Bogen über die hohe Brüstung fliegt. Der gänzlich Aufgebrachte wird mit der Capa vom verwundeten Pferde weggelockt, das sich mühsam erhebt und ohne Reiter davonhinkt. Und schon ist der Banderillero an der Reihe. Stampfend und rufend fordert er den Stier heraus. Dem Heranrasenden biegt er knapp vor den Hörnern blitzschnell aus und stößt ihm zwei Banderillas in den schon blutenden Nacken. Der Schwarze schüttelt sich, aber was hilft ihm das? Die mit Glitterschmuck versehenen Stäbe sitzen mit den Widerhaken fest im Fleisch. Dieses dreimalige Gegeneinanderrennen, scharf berechnete Aus schlüpfen und Zustoßen ist das Werk einer Sekunde und der gefährliche Höhepunkt des erregenden Spiels. Wenn der Banderillero gut getroffen hat, sprüht das Volk vor Begei-

sterung: Hüte, Westen, Handtaschen werden zum Zeichen des Lobes in die Arena geworfen. Das schwarze Stierfell ist in Blut getaucht. Der Matador schwenkt die Muleta, das rote, um einen Stab gewickelte Tuch, aber das Tier geht nicht dagegen an; es senkt die Schnauze, beschnuppert die Erde und knickt auf die Knie der Vorderbeine. In dieser Stellung fährt ihm der Degen zwischen die Schulterblätter.

Banalität des Todes.

Noch vier Stiere flitzen durchs Tor, der letzte als größter und stärkster von allen. Es ist eine Stufenleiter von Kraft und Wildheit. Mit jedem neuen Tiere steigert sich auch die Erregung des Kampfes. Gleich bleibt sich nur das jedesmalige unerbittliche Ende. Die unfehlbare Regelmäßigkeit des Todes wird zur Banalität, zur Schlachthausangelegenheit ohne Mysterium und Rätsel. Der Tod läßt hier stumpf, er rührt an kein Herz; noch viel weniger als das: das Sterben

wird zur Schande. Wenn sie den leblosen Stier aus der Arena schleifen, erhebt sich ringsum verächtliches Pfeifen. Ehrevoller ist das Sterben der Pferde. Doch die schmale Ehre wird mit Grausen verdient. Wohl sind die armen alten Gäule in Leder gepanzert; sie dürfen geworfen, aber nicht verwundet werden. So hat es Primo de Rivera verordnet. Dolchspitze Hörner dringen aber auch durch Leder. Fünf Klepper werden aufgespießt und furchtbar hingemerkelt. Der letzte und wildeste der Stiere läßt gleich zwei auf sein Gewissen; er tut es zur Abwehr, aus Angst vor dem eigenen Tode. Wie durch Butter stößt sein Horn in die Pferdeleiber, Blut spritzt heraus und neßt den heißen Sand. Das ehrenvolle Sterben kürzt ein Dolchstich an die rechte Stelle.

Sechs Stiere und fünf Pferde sind gefallen: eine reiche Todesernte in zwei Stunden. Lohnt sich das? Der Sinn der Corrida? — Darüber nicht nachzudenken.

Verzicht.

Novelle von José Francés.

Bevor sein Diener ihn aufweckte, wurde Felipe Manzanares durch die Sonne aufgeweckt, deren Licht durch die Fensterläden des Balkons drang.

Er sprang aus dem Bett heraus und öffnete die Fenster. Die blendenden Strahlen trafen ihn mitten ins Gesicht, so daß er sich tastend in sein Bett zurückzog. Als er wieder unter der Decke lag, lächelte Felipe Manzanares dem jungen Tage zu.

Zugleich mit der Sonne war der helle Aprilmorgen ins Zimmer gezogen. Hinter den Glasscheiben hob sich, wie auf einem japanischen Druck, die bewegliche Silhouette eines weiß blühenden Zweiges ab. Der durchsichtige, blaue Himmel glich einem Smaragd. Man spürte, wie die Schwalben hin und her flogen, und empfand die innerste Freude, in den breiten Alleen mit dem knirschenden Sande lustzuwandeln, wo die jungen Zweige der Bäume Schatten spendeten.

Er dachte an so manchen längst verflungenen Aprilmorgen voll süßer Erinnerungen und mußte über sich selbst lachen, daß er sich plötzlich wieder jung fühlte. Nie war er mit gleicher Zuversicht aufgewacht, mit soviel Liebe zum Leben, das ihm die Tore zum Glück sperrweit offen riß.

Vielleicht war es die Feierlichkeit des Tages: das, was ihn heute Nachmittag im Hause seiner Braut erwartete, die so unschuldsvoll war und zu ihm Vertrauen wie zu einem Vater hegte.

Mit einemmale wurde er ernst. Wie zu einem Vater? Welch dummer Gedanke!

Aufrecht und stark stand er, der gereifte Mann, da, während er sich seinem fünfzigsten Lebensjahre näherte. Nie ließ er sich von Verweichlichung, nie von Wohlstand übermannen. Weise gab er sich bald den Vergnügungen, bald dem Rulte der Kraft hin. Er war stolz auf seine Muskeln, und in allen Sportgesellschaften las man seinen Namen zusammen mit denen kränklicher, schwacher Jünglinge, die den starken Mann, der sich so gut hielt, mit Bewunderung, aber auch mit Neid ansahen.

Es klopfte diskret an die Tür.

„Herein, Juan.“

Der Diener zeigte sich überrascht.

„Heute ist der Herr aber sehr früh aufgestanden.“

„Die Sonne ist daran schuld, Juan. Ein schöner Tag, was?“

„Ein blendender!“

„Ist das Bad schon fertig?“